

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 193.

Dienstag, 18. Juli

1933.

## Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

24. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Er sagte nichts weiter, fühlte seine ganze Hilflosigkeit. Die Ordnung des Hauses hatte sich im Ansturm der letzten Stunden gänzlich gelöst. Die alten Leute, die ein Leben lang im Dienst des Gutes standen, saßen mit unter den Beratenden. Becker sagte zum tausendsten Male sein: „Ja, ich weiß nicht!“ Dafür wußte Mamzell Annschen um so mehr. Sie war es auch, die zuerst das Wort „Polizei!“ gebrauchte.

Doch da fuhr Herr von Köller hoch, als habe ein Reitstiefel ihn getroffen.

„Nichts da! Solange es möglich ist, wird dies Ereignis nicht über die Schwelle unserer Tür getragen werden; dazu verpflichte ich alle!“

Inspektor Krüger sank immer tiefer in seinen Sessel. Bonin stieß ihn an. Er merkte nichts — er schlief.

In die Lähmung, die über allen Beratungen lag, die Mienen ausgelöscht und weif machte, schrillte plötzlich das Telephon. Sie sahen einander an und wußten es alle:

„Das ist es . . .“

„Telephon!“

Herr von Köller stand mitten im Raum und regte sich nicht. Sein großes, starkes Gesicht war fahl wie Wache.

„Darf ich hören?“ sprang Streitmann zu.

Im Vorraum, der sogenannten Anrichte, lärmte der Apparat.

Hier Telegraphenamt Rieksburg: Dringende Depesche an Familie von Köller. Ist jemand von der Familie am Apparat?“

„Ich rufe sofort!“ antwortete Streitmann und winkte in den Speiseraum hinein. Jetzt stürmte der Hausherr herbei:

„Hier von Köller!“

Drüben die ruhige Stimme des Beamten:

„Dringendes Telegramm! Notieren Sie: Aufgabeort Bahnhof Neustadt. Bin auf Fahrt zu Manuela nach München. Übernachte Berlin. Verzeiht mir. Brief folgt. Edna!“

„Ja, danke!“ sagte der Vater mit tiefem, rauhem Ton.

Drüben:

„Bitte, wiederholen Sie, ob Sie recht verstanden haben. Wir senden Ihnen das Telegramm morgen früh mit der Postbestellung zu.“

Herr von Köller wiederholte. Es klang etwas rostig, zuletzt eher nach einem Würgen. Er blieb noch einen Augenblick abgewendet stehen, hinter sich die Ruhe der Erlösung.

Irene slog ihm an den Hals. Jetzt weinte sie — jetzt, da alles gut war, konnte sie weinen.

\*

Helmut Höwell hatte, als der Morgen des vierten August anbrach, die furchtbarsten Stunden seines Lebens hinter sich. Stunden, wie man sie nur einmal in ihrer ganzen Gewalt spüren kann . . . weil man nur einmal bis ins Letzte zu leiden vermag.

Um fünf Uhr hatte schon Spannemann an seine Schlafzimmertür geklopft und ihm berichtet, daß der Roggen hin sei. Ganze Strecken wie von Armeen niedergetrampelt. Spannemann stand in der Tür wie die graue Sorge selber. Die graue Sorge, die eine ganze Nacht lang auf Höwells Brust gefesselt hatte.

Als Höwell das Haus verlassen wollte — er hatte nur stehend einen Frühstücksbissen genossen —, traf er den Postboten, der eben vom Rade stieg.

„Zwei Briefe für Sie, Herr Höwell!“

Er bejah die Aufschriften. Professor Kampen, Landwirtschaftliche Hochschule. — Der zweite Brief trug die runde, klare Handschrift Margas.

Er steckte den ersten Brief in die Tasche und riß den Umschlag von Margas Schreiben auf. Zwei Blicke hinein — dann rief er zu Spannemann in die Tür der Wirtschaftskammer hinüber.

„Ich gehe noch nicht mit! Habe noch etwas zu erledigen. Warten Sie auf mich!“

Er ging in die Halle. Margas Brief zitterte in seinen Fingern. Er las.

„Zu deutlich wendet sich das Schicksal gegen uns . . . Ich habe mich entschlossen, mit meiner älteren Schwester nach Afrika zu gehen. Am fünften August fährt die „Britannia“ von Bremen aus . . . Wenn du diesen Brief bekommst, will ich schon unterwegs sein . . .“

Er sank in einen Sessel und spürte für Sekunden nichts als ein Säusen im Kopfe.

Sie ist schon im Zuge! Sie ist schon fort . . . Am fünften August geht die „Britannia“ in See!

Die Betäubung ging vorüber. Er schnellte empor, rannte ins Nebenzimmer, holte das Kursbuch.

Zug nach Bremen — D-Zug — schon fort. — Personenzug — dreimal umsteigen, Abfahrt Rieksburg 9.20 Uhr, Ankunft Bremen 20.15 Uhr.

Schnell etwas packen! Es ist jetzt — er rechnete — mit äußerster Anspannung war es zu schaffen!

In drei Sprüngen erreichte er sein Schlafzimmer und warf das Nötigste zusammen. Er wechselte die Arbeitsjoppe mit der Jade seines Anzuges. Dabei hörte er das Knistern von Papier. Der andere Brief! Rasch öffnete er und las.

Sein alter Professor von der Landwirtschaftlichen Hochschule schrieb, daß er mit größtem Interesse die Darstellungen von Höwells Versuchen gelesen hätte. Er habe es jetzt möglich gemacht, mit zwei Sachverständigen zur Prüfung der Versuchsanlagen nach Borgstedt zu kommen. Ankunft fünften August. Er hoffe alles Gute und werde sehen, was sich für ihn durchsetzen ließe.

Höwell atmete kurz auf, um den Mund bildeten sich grimmiige Falten. Jetzt kam es!

Er zog den Mantel an und ging mit Gepäc und Brief zu Spannemann hinunter.

„Muß sofort abreisen, Spannemann! Da, lesen Sie noch schnell!“

Spannemann sah seinen Herrn an. Wenn der solch Gesicht hatte!

„Ach! Schreiben sie ab?“ murmelte er und begann zu lesen.

„Was?“ rief er dann und klatschte sich auf die Schenkel. „Was? — Na, das ist ja großartig! Das kann uns ja retten!“

„Ja, ja Spannemann — aber ich muß weg!“ sagte Höwell ungeduldig.

„Wie?“ brüllte Spannemann, als wäre er verwundet worden. „Sie müssen weg? Die Leute kommen ja morgen schon!“

„Ich weiß es. Aber es hilft mir nichts.“

Spannemann suchte.

„Ihr Professor, auf den Sie soviel schwören! Denken Sie doch, wenn der ankommt und Sie sind nicht da! Was soll ich denn mit den Leuten?“

„Sie müssen versuchen, sie aufzuhalten.“

Der Inspektor wurde tobüchtig.

„Aufhalten! Sind doch keine kleinen Kinder! Haben doch ihr Programm, die Herren! Da kommt uns die große Chance ins Haus — und Sie wollen weg!“

Höwell sah ungeduldig auf seine Uhr.

„Machen Sie's, wie Sie's können, Spannemann. In zwei Tagen bin ich zurück. Die Reise ist jetzt wichtiger als alles andere!“

„Aber Ihr Professor!“ jammerte Spannemann.

„Wir denken doch — wir hoffen doch . . . Wenn da 'ne staatliche Subvention rauschaut . . . Viel wird's ja nicht sein, aber es stärkt doch unseren Kredit. Es hält uns doch die Meute unserer Gläubiger vom Hals! Sie werden uns sonst doch alle anmarschieren kommen, nach dem Schlammassel mit der Ernte! — Und haben Sie den Kerl vergessen, den Bunzlau — wie der uns jetzt reinreiten kann?“

Höwell legte ihm für einen Augenblick die Hand auf die Schulter — eine warme Bewegung des Dankes.

„Weiß ja alles, Spannemann. Sie werden es schon machen. Halten Sie die Herren fest! In zwei Tagen bin ich bestimmt zurück!“

Er wandte sich rasch zur Tür und rief, schon im Fortgehen: „Das Motorrad muß ich nehmen. Lassen Sie es vom Riechburger Bahnhof wieder abholen!“

Gleich darauf knatterte die Maschine mit ihm los.

\*

Der Riechburger Postbeamte wußte nicht, wie sehr er am Morgen des vierten August einer Schicksalsgöttin glück. Er hatte die Briefe an Höwell ausfortiert, legte zur zweiten Bestellung auch ein Gerichtsschreiben an Herrn Bunzlau, Rechtsberater, bereit.

Als der Herr Rechtsberater Bunzlau diesen Brief bekam, war er beim Packen seiner Sachen. Er las flüchtig. Er wußte schon, was man jetzt von ihm wollte: Vorladung vor den Untersuchungsrichter. Die alte Sache, die ihm schon den Boden in der Hauptstadt so heiß gemacht hatte, war von seinen Feinden neu aufgegriffen worden. Andere Zeugen waren herbeigeschafft worden, freuten sich ja, wenn sie ihm endlich an den Hals konnten. Bande!

Eine Wiederaufnahme des Prozesses, der damals wegen Mangel an Beweisen noch glücklich abgelaufen war, konnte er sich nicht leisten. Lieber die Zelle hier

abbrechen, einmal für eine Weile verschwinden. — Auslandslust genießen!

Er lachte grimmig. Nun mußte er die Bank beauftragen, die Forderungen in Riechburg und Umgegend einzuziehen.

Was ihn am meisten wurmte — man konnte dem Lumpen Höwell jetzt nicht die Gurgel zudrücken! Borgstedt entging ihm — andere würden sich dann freuen. Hatte so schön geklappt bis jetzt. Der hochmütige Kerl hätte klein werden müssen — so klein!!

Zimmerhin: kaputt war er! Schade eben bloß, daß die billige Gelegenheit, selbst Gutsbesitzer zu werden, nun nebenbei ging! Wäre ganz nett gewesen, endlich wieder Herr zu sein. Menschen grüßten ja nie den Menschen, sie grüßten und achteten ja nur den Besitz, der hinter dem Menschen stand.

Also: fahr' wohl, Borgstedt! Fahre zum Teufel! Wird man nicht Herr auf Borgstedt sein, wird man es anderswo werden. Er ging ins Büro hinüber, wo das Mädchen vor der Maschine saß und Mahnbrieife schrieb.

Sich im rötlichen Haar kraulend, wiegte er seinen Körper über den verschabten Läufer und sagte barsch:

„Hör'n Sie mal da jetzt auf! Hab' Ihnen noch was zu diktieren und dann muß hier Schluß gemacht werden.“

Das Mädchen war ihm einen ängstlich fragenden Blick zu und griff zum Stenogrammbloch.

„Privat- und Handelsbank, Riechburg“, sagte er an, und dann folgte der Auftrag, die anliegenden Wechsel an den fälligen Daten einzukassieren. Im Nichtzahlungsfalle — wird ja eintreffen, wenn Wechsel Höwell vorliegen — sofortige Eintreibung per Pfändung auf dem üblichen Gerichtswege beantragen.

„So!“ Er wusch sich die feisten Hände. „Das geht jetzt per Einschreiben sofort an die Bank — verstanden?“ Er machte eine Pause und sah ihr beim Arbeiten zu.

„Und damit sind wir fertig! Ich habe die nächste Zeit gar nichts für Sie zu tun. Ich gebe Ihnen Ihr Gehalt bis heute. Wir haben den Vierten — und dann brauchen Sie morgen nicht mehr zu kommen!“

Die kleine Angestellte war rot und bleich geworden.

„Wie? — Aber, Herr Bunzlau, mein Vertrag . . . Ich habe doch vierwöchentliche Kündigung. Sie dürfen mich doch erst Ende September entlassen.“

„Wenn hier nichts zu tun ist, kann ich mich daran nicht halten. Das werden Sie doch nicht verlangen — nicht wahr? Ich kann Ihnen doch nicht das Gehalt bezahlen und Sie gehen spazieren.“

„Ja — aber . . . Ja, aber . . .“ Das tief verschüchterte Mädchen hatte auf den befehlenden Ton keine Antwort.

Bunzlau wurde jetzt väterlich.

„Machen Sie Ferien, mein Kind! Sie haben es nötig. Erholen Sie sich erst 'n bißchen; nachher suchen Sie sich 'ne neue Stellung!“

„Ja, aber — wovon soll ich leben?“

„Tja!“, sagte Bunzlau und ließ die Stimme schweben, „ich kann doch auch nichts dafür! Seien Sie vernünftig, liebes Kind! Ich habe wirklich im Moment auch andere Sorgen.“

Doch jetzt hatte sich das verschüchterte Mädchen zu einem äußersten Ansaß von Energie aufgerafft.

„Aber Sie sind doch verpflichtet, Herr Bunzlau! Sie können mich doch nicht einfach auf die Straße setzen!“

Er brüllte auf:

„Was? Verpflichtet?! Sie haben hier ein Leben gehabt wie ein Herrgott, und jetzt werden Sie noch Forderungen gegen mich erheben? Sofort verlassen Sie mein Haus!“

Er riß den Brief für die Bank an sich und wandte sich schnell um.

„Aber Sie müssen mir doch mein Geld geben!“ jammerte das Mädchen hinter ihm her.

(Schluß folgt.)

# Der „Bergische Held“.

Abenteuerliche Schicksale eines Altenschriftstellers.

Erzählt von A. Anders.

Der Mensch ist selbst sein eigenes Schicksal. Das reiche, romantische, kühne Leben des Benschberger Advokatenjohannes Ferdinand Studer beweist es. Als der Knabe noch daheim auf dem Gute Weyerhoff bei Benschberg seinen kindlichen Latendrang in lärmenden Spielen austobte, war das Kriegsspiel mit viel homerisch lautem Helldengeschrei, mit mancher Stirnbeule und ständig zerrissener Hose seine Leidenschaft. Als er dann auf der alma mater Coloniensis genügend Rechtsgelehrtheit in sich aufgenommen hatte, arbeitete er im Amte Porz, nahe bei Köln, in der Justiz unter seinem Vater. Das war um die böse Zeit, als die Franzosen durchaus die neue Freiheit über den Rhein tragen wollten. Anfangs redete mancher bergische Bauer, mancher löschke und düffelborfische Bürger gewichtig von der neuen Gleichheit und Brüderlichkeit. Bald aber erwachte man aus dem Traum von einem neuen Zeitalter recht unansehnlich. Da kamen ausgeblüdete, geflächtete Landsleute vom Rheinufer, denen der Obsthüngert verbrannt, die Kuh aus dem Stall abgestochen, die Frau geschändet worden war. In dieser verzweifelt und betrübten Zeit zeigte sich, daß in dem jungen Studer ein ganz besonderer Kerl steckte. Da fanden sich auch noch andere, die daran dachten, daß ein Bündel guter Kullen wohl einen Besen geben sollte, womit die Franzosen aus dem Lande gekehrt werden könnten, voran der Vikar Dummerborn der streitbare und berittene Knecht Gottes. Da schlangen sich unsichtbare Fäden durch Schlucht und Wald, da pflühten heimlich die Wildschüßen ihre Knarren, da schmiedeten in den verdeckten Kotten die Schmiede Sensen, und heimliche Boten gingen um im Lande von der Agger bis an die Wupper. Studer sah wie eine Spinne im Netz. Wo eine Rotte der Revolutionsmänner in ein Gehöft eindringen wollte, wo sie zu Fünfen oder Sechsen sich absetzte der großen Heeresstrafen blicken ließen, da war Studer mit seinen Getreuen aus Much, Lincler oder Kürten scharf hinter ihnen her, und mancher Franzmann wurde in der Stille hinter einem Busch, irgendwo im Dickicht, drei Fuß tief eingegraben.

Der österreichische Marschall Aray, der in Hommes quartierte, hatte Waffen und Uniformen geschickt. Für den 18. November 1795 war ein Hauptschlag gegen den Feind am Hohenberg bei Much verabredet. Doch ein Judas verriet den Plan. Die Bergischen mußten fliehen. Studer wurde in einem Hohlweg das Pferd unter dem Leibe erschossen. Schwer verwundet stürzte er zu Boden, aber er bat nicht um Pardon. Richpanse, der französische General, deckte den Tapferen mit seinem Leibe und ließ ihn nach Benschberg bringen.

Sobald Studer sich wieder Herr über seine Glieder fühlte, ging er zu den Österreichern. Bald wurde er als Offizier beim Regiment Marco eingestellt und als flinker Plänkler bekannt. In dem Treffen von Altenkirchen spielte das Schicksal wieder einen seiner sonderbaren Trümpe aus: Der französische Kavalleriegeneral geriet beim hitigen Verfolgen der geschlagenen Österreicher in Verdrängnis. Ein österreichischer Husar wollte den unter seinem Pferde begrabenen Franzosen gerade töten, da sprang Studer hinzu und fiel dem Manne in den Arm. Als er sich den gefangenen General näher ansah, erkannte er — Richpanse.

Nach der Schlacht am Räsberg konnten die Österreicher die Verwegenheit ihres Studer nicht genug rühmen; der Erzherzog Karl verlieh ihm den ehrenvollen Namen des „bergischen Helden“. Im Mai 1797, im Feldlager bei Frankfurt, schenkte der Erzherzog dem tapferen Rheinländer ein paar feurige ungarische Pferde. Im österreichischen Heere kannte man bis zum Trostknecht herab Namen und Waffentaten des kühnen Reiteroffiziers. Bei Bruchsal wurden ihm fünf Pferde zwischen den Schenkeln erschossen; das hinderte ihn aber nicht, mit einem frischen Pferde den Fürsten Pichlerstein aus dem dicksten Getümmel herauszuholen. Am 19. Dezember 1800 erlitt Studer bei Lampach eine feindliche Kugel. Als der von schwerer Verwundung Genesende in Wien das erste Mal aus dem Spital langsam nach der Donau zu gehen konnte, war es März und Friede geworden. Das Heimweh nach der rheinischen Heimat packte Studer, und für die Spanne eines Jahres lebte er wieder in der Heimat, wo man aus den amtlichen Heeresberichten von seinen Feldtaten erfahren hatte. 1802 lehrte Studer zu seinem Regiment, dem Schwarzenbergischen, nach Wahren zurück. Hier erfuhr er, daß der Kaiser ihn zum Rittmeister und zum Freiherrn v. Studer-Weyerhoff gemacht habe. Er heiratete eine Gräfin Zeltzky, die ihm 18 000 Morgen Landbesitz in Wahren mit in die Ehe brachte.

Inzwischen war aus dem Ersten Konsul ein Imperator geworden, und 1805 lag Frankreich wieder im Kriege mit Österreich. Marschall Maaß, bei Ulm von den Franzosen umzingelt, versuchte einen Durchbruch; Studer nahm die Vorhut. Murat war mit 12 Reiterregimentern hinter den paar flüchtigen österreichischen Schwadronen her. Mit zerfetzten und durchschossenen Monturen, mit lahmen Gäulen, aber mit ungebeugtem Herzen fanden sich schließlich die Flüchtigen in Böhmens Wäldern wieder. Der

Rittmeister v. Studer-Weyerhoff sah aus wie ein Strauchdieb. Zwei Wochen später war Studer bei Jolau wieder oben auf, haute drein wie sonst und wurde wegen seiner hier bewiesenen Bravour österreichischer Major. Die Schlacht bei Aspern erlebte er als Chef der mährischen Landwehrbrigade mit. Auf dem blutigen Felde von Wagram wurde auch Studer schwer blessiert und mußte vom Kriegstheater abtreten. In seelischer Bebrüdung verlebte er die folgenden traurigen Jahre, bis Preußen aufstand und auch Österreich mobilisierte.

Als die Fahnen mit dem Doppeladler sich wieder rauschend entfalteten, rief ihn ein kaiserliches Handschreiben. Er reiste zur Armee ab. Unterwegs überfielen Strauchritter seinen Wagen. Einen schoß er nieder, zwei sanken unter seinen berühmten Reiterhieben, die letzten beiden überlieferte er gebunden der Justiz. Als Divisionär ritt er seinen jubelnden Husaren voran. Bei Leipzig half er Weltgeschichte machen. Vom Kaiser wurde er dazu aufgerufen, selbst die Freudenbotschaft nach Wien in die Hofburg zu bringen.

So war sein Leben dahingeraucht wie ein frisch-fröhliches Allegro, mit jähen Intervallen und seltenen Fermaten; das Altenschriftstellers von Porz hatte es bis zum kaiserlichen General gebracht. Sein Name blieb in der Überlieferung des altösterreichischen Heeres leben, und im Rheinland ist der Name des „Bergischen Helden“ und Franzosenhassers Studer bis auf den heutigen Tag unvergessen.

## Ein Stück von ihr.

Von Sideon Göffel.

Witunter, wenn die Geräusche des Alltags zu schrill mir ins Ohr dringen, besuche ich ein Konzert, das mir die Ahnung einer Welt der Harmonie vermittelt.

In der Konzertagentur fiel mir ein Plakat auf, das ankündigte: Liebeslieder von Eduard Bohnader. Vorgetragen sollten sie werden von einer bekannten Sopranistin. Am Flügel: Der Dichter und Komponist. Eduard Bohnader? War mir der Name nicht bekannt? Hieß so nicht ein ehemaliger Mitschüler von mir? War dieser Eduard Bohnader Rusiker geworden? Wer hätte das gedacht! Aber vielleicht war er es gar nicht. Nun einmal neugierig geworden, beschloß ich, hinzugehen.

Ich belam einen Platz im Saal ganz vorn. Aus dem Programmheft ging hervor, daß Eduard Bohnader der Öffentlichkeit kein Neuling mehr war. Er hatte eine große Anzahl von Liedern in Musik gesetzt; und für ein symphonisches Werk hatte er einen Akademiepreis bekommen. Als das Konzert begann, war der große Raum dicht besetzt.

Es wurde dunkel. Der Vorhang von dem bühnenähnlichen Podium ging auf. Die Sängerin wurde mit Applaus empfangen. Vor dem Flügel saß Eduard Bohnader. Ja wohl, das war er. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Die Figur war noch immer zu lang und zu dünn. Wie als Schuljunge standen ihm die Haare vorlauartig in die Höhe. Wie damals sahen die beiden Augen nach verschiedenen Richtungen. Noch immer strahlte die unbewußten wirkende Gestalt jene Berlegenheit und Angstlichkeit aus, deretwegen Eduard Bohnader von meinen Klassengenossen gehänselt worden war.

Die ersten Akkorde setzten ein und formten sich zu einem schweren Tonquadrat. Aus diesem Tongebilde schossen silberne Läufe, die wie kreisrunde Figuren verperkten. Dann hoben sich die Konturen einer Melodie ab, in die die Singstimme Leben füllte. Und diese Melodie führte mich zurück ins Jugendland, in Träumereien, die in Wirklichkeit verschwoben, in Wirklichkeiten, die zarter als Träumereien waren.

Wir waren kleine Jungen von 10 Jahren. Wir drückten die gleiche Schulbank, Eduard Bohnader und ich. Auf dem Katheder saß unser Naturgeschichtsprofessor Johannes Kobweis, der bei jeder Gelegenheit erwähnte, daß sein Stammbaum auf den großen Friedrich Schiller zurückgehe, dessen Mutter eine geborene Kobweis gewesen sei. Er paukte mit uns Abschnitt groß A: Säugetiere, Abteilung römisch II: Wiederkäufer, Unterabschnitt arabisch 3: Zweihüser.

Eduard Bohnader und ich paukten nicht auf. Wir waren in einen Handel verstrickt. Es ging um nichts mehr und um nichts weniger als um „Liebe“. Das heißt, mir ging es nur darum, ob ich hatt zwei Farbstiften drei erhalten würde. Aber bei Eduard Bohnader war etwas Unfassbares eingetreten: Es war bereit, um eines Mädchens willen auf seine wunderbaren Farbstifte zu verzichten!

Die junge Dame, die es fertiggebracht hatte, in Eduard Bohnader eine solche Verwirrung der Gefühle auszulösen, hieß Magda Kändler, war ein Jahr älter als wir und hatte lange, blonde Pängezöpfe. Bei uns Jungen war sie beliebt, weil sie unseren wilden Knabenspielen als einziges Mädchen gewachsen war.

Uns ihrerseits behandelte sie nach einer unausgesprochenen aber feststehenden Rangliste. Auf dieser Rangliste stand ich obenan. Magda und ich waren Nachbarskinder. Ich machte mir nicht viel aus ihr. Mein Verhältnis zu Magda war so wie das zu einer Schwester, mit der man mehr stritt als einig war. Für Magda jedoch war ich der Junge, mit dem sie am längsten vertraut war und mit dem sie die größte Menge gemeinsamer Erlebnisse verband. Und deshalb zeichnete sie mich bei jeder Gelegenheit durch selbstverständliche Betonung unserer Zusammengehörigkeit aus, was meine Schulkameraden wiederum zum Anlaß nahmen, festzustellen, daß ich mit „Magda“ ginge. An letzter Stelle auf Magda Kindlers Rangliste stand Eduard Bohnader. Er war lang, dünn, täppisch, ungeschickt und schielte. Seitdem er „Gefühle“ in sich entbedt hatte, hatte sich die ihm anhaftende Verlegenheit Magda gegenüber berart gesteigert, daß er in des Mädchens Gegenwart kein Wort mehr herausbringen konnte.

Eduard Bohnader nannte mich seinen Freund. Seitdem ich als Junge mit gefürchteten Fäusten den körperlich schwächeren Knaben aus einer Horde ihn quälender Schulkameraden herausgehauen hatte, hing er an mir mit großer Offenheit und Treue.

Eduard Bohnader wußte, daß ich ihn um ein paar wundervolle Farbstifte beneidete, bei denen die Farben auswechselbar waren. Darauf gründete er seinen Plan. Während der besuchten Naturgeschichtsstunde schob er mir einen Zettel zu, auf dem stand: „Ich liebe Magda. Du liebst sie nicht. Wenn Du mir Magda abtrittst, erhältst Du zwei meiner Farbstifte. Dein Freund Eduard Bohnader.“ Ich schrieb auf den Zettel: „Unter drei Farbstiften ist nichts zu machen.“ Er kitzelte als Antwort: „Gemacht.“ Aber noch hatte ich den Zettel nicht an mich nehmen können, als schon eine andere Hand, die des Herrn Professors Kodweis, nach ihm griff. Von seinem Katheder aus mußte er gesehen haben, daß zwischen Eduard Bohnader und mir etwas nicht in Ordnung sei. Als gewiegter Pädagoge hatte er dann getan, als ob er nichts bemerkt habe, hatte seelenruhig weitergesprochen, war aufgestanden und zwischen den Bankreihen auf- und abgegangen, fortlaufend wissenschaftliche Dinge von der Gattung der Wiederläufer wieder-läutend. So hatte er sich allmählich unbemerkt in den Rücken des Feindes geschlängelt und von dort aus einen feigen, aber erfolgreichen Angriff gewagt. Jetzt hielt er jenes Dokument in der Hand, das in erschütternder Weise Zeugnis ablegte von Eduard Bohnaders unglücklicher Liebe und von meiner Geschäftstüchtigkeit. Leider hatte Herr Kodweis — trotz seiner Schiller-Verwandtschaft kein übertriebenes Verständnis für die Gefühlsausbrüche unserer schönen Seelen. Er diktierte mir eine und Eduard Bohnader zwei Stunden Arrest zu und machte uns obendrein noch unsterblich lächerlich, indem er unser Verbrechen seinen Lehrer-Kollegen erzählte.

Damit war aber unser Handel noch nicht beendet. In Eduard Bohnader war die „Liebe“ zu Magda Kindler nicht erloschen. Ich meinerseits wollte mir die drei Farbstifte nicht entgehen lassen und mußte an Gegenleistungen denken. Damals lag Magda gerade wegen einer Blinddarmentzündung im Krankenhaus und ich ging fast täglich bei ihr aus und ein. Ich veranlaßte also Eduard Bohnader, mit mir dorthin zu kommen.

Die Schwester führte uns zu dem kleinen Zimmer, wo Magda lag. Das heißt, sie lag nicht mehr, sondern sie war auf. In ein paar Tagen sollte sie entlassen werden. Zu mir war sie wie immer nett. Den armen Eduard jedoch behandelte sie arg von oben herab und tat, als ob er gar nicht anwesend sei. Sie zeigte mir ein Gefäß, das auf einem Tischchen bei der Tür stand und mit Spiritus angefüllt war. Darin schwamm ihr herausoperierter Blinddarmfortsatz herum. Dann erzählt sie mir wie schon oft, daß Chloroform ein scheußliches Zeug sei, daß sie von der ganzen Operation nichts gespürt habe, auch sonst hätte sie kaum Schmerzen gehabt. Nur als die Fäden aus der Wunde gezogen worden seien, habe es weh getan. Jetzt sei sie wieder gesund und sobald sie aus dem „Assenstall“ raus sei, wolle sie mit mir nach den Waldtampeln gehen, um Feueralamander zu fischen. Als ich ihr vorschlug, statt meiner mit Eduard Bohnader zu gehen, begehrte sie auf und malte mir die Freuden des geplanten Unternehmens so eifrig aus, daß sie garnicht bemerkte, wie Eduard Bohnader sich lautlos verträumelte.

Vor dem Krankenhaus wartete Eduard auf mich. Mir entging kein gedrücktes Wesen nicht und ich suchte ihn zu trösten. Er fiel mir aber ins Wort und sagte, er habe etwas sehr Schlimmes getan. Was er denn Schlimmes getan habe, fragte ich. Als Antwort zog er das mit Spiritus gefüllte Glas hervor, in dem Magda Kindlers Blinddarmfortsatz herumschwamm. Er solle es sofort zurückertragen, forderte ich. Da sah ich meinen Freund Eduard Bohnader zum ersten und einzigen Mal energisch werden: Er denke ja garnicht daran. Dies Glas nebst Inhalt behalte er als Andenken an Magda Kindler, die scheint nichts von ihm wissen zu wollen. So besitze er wenigstens ein Stück von ihr. Die Farbstifte dürfte ich behalten, wenn ich strengstes Stillschweigen bewahre.

Selbstredend versprach ich Stillschweigen. Und es ist nie herausgekommen, wohin eigentlich Magda Kindlers Blinddarmfortsatz geraten ist.

Ich erwachte aus meinem Ausflug in das phantastische Land der Erinnerungen durch das Händeklatschen des Publikums. An der Rampe verneigten sich Eduard Bohnader und die Sängerin. Das Konzert war aus.

Ich ließ es mir nicht nehmen, meinen Schulkameraden zu begrüßen. Er war über das unverhoffte Wiedersehen nicht weniger erfreut als ich und lud mich nach Hause ein. Seine Frau würde sich freuen.

Bei ihm angelangt wollte ich meinen Augen nicht trauen: Seine Frau war niemand anders als Magda Kindler, von der ich nichts mehr gehört hatte, seitdem ich vor vielen Jahren aus meiner Heimatstadt weggezogen war. Als Mann hatte Eduard Bohnader sich Magda Kindlers Zuneigung erwerben können, die ihm als Knabe unerreichbar war.

Zu dritt feierten wir Wiedersehen bis in den frühen Morgen hinein.

## Die Probe.

Von D. Vippa.

Ungeleht betrat der große, kräftige Mann das Arbeitszimmer des verantwortlichen Direktors des hauptstädtischen Warenhauses. Er verneigte sich und blieb mit dem Hut in der Hand stehen.

„Mein Name ist Walbien“, sagte er.

Direktor Braun nickte. „Nehmen Sie Platz, Walbien“, antwortete er. „Ich habe Sie zu mir gebeten, da wir einen äußerst zuverlässigen und erfahrenen Menschen als Hausdetektiv benötigen. Ihr Angebot gefällt mir, Ihre Empfehlungen sind gut. Der Dienst ist schwer. In letzter Zeit häuften sich bei uns kleine Diebstähle. Wir wollen energisch dagegen vorgehen. Es ist Ihre Pflicht, das Publikum scharfsten zu beobachten und nötigenfalls einzuschreiten.“

„Sie werden mit mir zufrieden sein, Herr Direktor.“

Der Verantwortliche drückte auf einen der Knöpfe seines Schreibtisches. „Meban“, befahl er dem Bürodienner, der in der Tür erschien, „führen Sie Herrn Walbien in die Personalabteilung. Er wird seinen Dienst sofort beginnen.“

Wenige Minuten später schritt Direktor Braun durch den Stadtpark. Vor einer einsamen Bank blieb er stehen. Ein hartloser, junger Mann saß dort und schien in eine Zeitung vertieft.

„Wollen Sie sich zehn Mark verdienen?“ sprach er ihn an.

Der junge Mann sah verwundert auf und erhob sich langsam. „Schwere Arbeit?“ fragte er.

Der Verantwortliche schüttelte den Kopf. „Sie haben nichts anderes zu tun“, sagte er, „als in unserem Warenhaus umherzugehen, die ausgestellten Waren zu betrachten und im geeigneten Augenblick, wenn Sie sich unbeobachtet fühlen, irgend eine Kleinigkeit, ganz gleich was, zu stehlen.“

Der junge Mann schien empört. „Erlauben Sie —“

Direktor Braun befänstigte ihn schnell. „Wir haben einen neuen Hausdetektiv aufgenommen und wollen ihn prüfen. Sie bringen dann das Gestohlene in mein Büro und übergeben es mir. Das ist alles, was Sie zu tun haben. Einverstanden?“

Es war seit dieser Begegnung noch keine Stunde vergangen, als es an der Tür des Arbeitszimmers klopfte. Direktor Braun schob die Akten beiseite.

„Herein!“ rief er.

Die Tür öffnete sich. Der junge Mann aus dem Park erschien.

„Haben Sie meinen Auftrag ausgeführt?“

„Jawohl, Herr Direktor.“

Er zog eine schwere silberne Taschenuhr mit Kette und Anhänger aus der Tasche und legte sie auf den Schreibtisch.

„Was soll das bedeuten?“ Der Verantwortliche war entsetzt ausgeprungen, „die Uhr ist doch nicht aus unserem Warenhaus?“

Der junge Mann lächelte sanft: „Herr Direktor, ich wußte nicht, was ich stehlen sollte. Es gibt so viele Dinge in Ihrem Warenhaus. Da habe ich der Einfachheit halber die Uhr Ihres Detektivs gestohlen.“